

dtv

Voller unbefriedigter Wünsche vegetiert die verschlossene, aber sinnliche Thérèse an der Seite eines kränklichen und törichten Ehemannes dahin. Als ihr dieser eines Tages seinen alten Schulfreund Laurent vorstellt, kommt es zu einer unerwarteten Entwicklung. Im Aufeinanderprall zweier zügelloser Temperamente entfesselt sich ein Drama von Ehebruch, Mord und Hysterie.

Für die Zeitgenossen war Zolas »Studie menschlicher Triebhaftigkeit« skandalös und faszinierend zugleich. Sie gilt heute als erster naturalistischer Roman, als Beginn einer neuen Epoche.

Émile Zola, am 2. April 1840 in Paris geboren, fiel durchs Abitur, wurde Dockarbeiter, war später im Verlag Hachette tätig und ab 1865 Journalist. Als Kunstkritiker förderte er Manet und die Impressionisten. 1898 trat er mit seiner Schrift ›J'accuse‹ gegen die Verurteilung von A. Dreyfus auf und mußte für ein Jahr ins Exil nach England. 1899 kehrte er, amnestiert und gefeiert, nach Frankreich zurück. Dort starb er am 29. September 1902. Mit seinem Hauptwerk, dem zwanzigbändigen Romanzyklus ›Les Rougon-Macquart‹, erscrieb Zola sich seinen Ruf als bedeutendster europäischer Autor des Naturalismus.

Émile Zola
Thérèse Raquin

Roman

Aus dem Französischen
übersetzt und herausgegeben
von Wolfgang Tschöke

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Émile Zola
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Comment on se marie et comment on meurt.
Wie man heiratet und wie man stirbt (9455)
Nana (12603)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**

Vollständige Ausgabe
Juli 2008
2. Auflage März 2010
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: »Bildnis der Schauspielerin Marthe Mellot
(1898) von Félix Vallotton
Gesetzt aus der Bembo 10/12
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13704-1

THÉRÈSE RAQUIN

Vorwort zur zweiten Auflage

Ich hatte naiverweise angenommen, dieser Roman benötige kein Vorwort. Da ich die Gewohnheit habe, meine Gedanken klar und deutlich auszudrücken, ja selbst auf die geringsten Einzelheiten dessen, was ich schreibe, Nachdruck zu legen, hatte ich gehofft, ohne vorgängige Erklärung verstanden und beurteilt zu werden. Wie es scheint, habe ich mich getäuscht.

Die Kritik hat dieses Buch grob und entrüstet aufgenommen. Gewisse Tugendhüter haben in nicht minder tugendhaften Zeitungen ein Ekelgesicht geschnitten, es mit der Feuerzange gegriffen, um es in die Flammen zu werfen. Sogar die kleinen Literaturblätter, dieselben Blättchen, die allabendlich mit dem Klatsch aus Alkoven und Séparées aufwarten, haben sich die Nase zugehalten und von Unrat und Gestank geredet. Ich beklage mich keinesfalls über diesen Empfang, ich bin im Gegenteil entzückt festzustellen, daß meine Kollegen die zarten Nerven junger Mädchen haben. Ganz unbestreitbar gehört mein Werk meinen Kritikern, und sie können es ekelerregend finden, ohne daß mir zustünde, dagegen Einspruch zu erheben. Ich beklage mich nur darüber, daß nicht einer dieser verschämten Journalisten, die erröteten beim Lesen der ›Thérèse Raquin‹, diesen Roman verstanden hat, wie mir scheint. Hätten sie ihn verstanden, wären sie vielleicht noch mehr errötet, mir bliebe dann aber zu dieser Stunde die tiefe Genugtuung, sie zu Recht angeekelt zu sehen. Nichts kann einen mehr

erbittern, als biedere Schriftsteller über die Sittenverderbtheit zetern zu hören, während man innerlich davon überzeugt ist, daß sie lärmten, ohne zu wissen, worüber sie schreien.

So muß ich also mein Werk selbst meinen Richtern vorstellen. Ich werde dies in wenigen Zeilen tun, einzig um für die Zukunft jegliches Mißverständnis zu vermeiden.

In ›Thérèse Raquin‹ habe ich Temperamente und nicht Charaktere studieren wollen. Darauf beruht das gesamte Buch. Ich habe Personen gewählt, die unumschränkt von ihren Nerven und ihrem Blut beherrscht werden, ohne freien Willen sind und zu jeder Handlung in ihrem Leben hingerissen werden durch das Verhängnis ihres Fleisches. Thérèse und Laurent sind menschliche Bestien und mehr nicht. Ich habe versucht, Schritt für Schritt in diesen Bestien das dumpfe Arbeiten der Triebe zu verfolgen, die Schübe des Instinkts, die Zerrüttungen des Gehirns infolge einer Nervenkrise. Die Liebesäußerungen meiner beiden Hauptpersonen sind Befriedigung eines Bedürfnisses; der Mord, den sie begehen, ist die Folge ihres Ehebruchs, eine Folge, die sie auf sich nehmen wie Wölfe das Reißen von Schafen. Was ich schließlich genötigt war, ihre Gewissensbisse zu nennen, besteht aus einer simplen organischen Störung, in einem Aufruhr ihres zum Zerreißen gespannten Nervensystems. Die Seele fehlt dabei völlig, das gebe ich gerne zu, da ich es so gewollt habe.

Ich hoffe, man beginnt zu begreifen, daß mein Ziel vor allem ein wissenschaftliches gewesen ist. Als ich meine beiden Hauptpersonen, Thérèse und Laurent, erschaffen hatte, war es mein Anliegen, mir bestimmte Probleme zu stellen und sie zu lösen: So habe ich versucht, die seltsame Vereinigung zu erklären, die sich zwischen zwei verschiedenartigen Temperamenten vollziehen kann; ich habe die tiefgreifenden Verwirrungen einer sanguinischen Natur

beim Kontakt mit einer nervösen Natur aufgezeigt. Wenn man den Roman aufmerksam liest, wird man sehen, daß jedes Kapitel die Studie eines merkwürdigen physiologischen Falls darstellt. Mit einem Wort, ich hatte nur den einen Wunsch: bei einem gegebenen potenten Mann und einer unbefriedigten Frau in beiden das Tier zu suchen und nichts als das Tier zu sehen, sie in ein gewalttätiges Drama zu verwickeln und peinlich genau die Empfindungen und Handlungen dieser Wesen aufzuzeichnen. Ich habe lediglich an zwei lebenden Körpern die analytische Arbeit durchgeführt, die Chirurgen an Leichen verrichten.

Man wird mir zugeben, daß es einen hart ankommt, nach einer solchen Arbeit, noch ganz erfüllt von dem ernsthaften Vergnügen der Suche nach dem Wahren, zu hören, wie einen irgendwelche Leute beschuldigen, man habe einzig die Absicht verfolgt, obszöne Szenen zu schildern. Ich habe mich in der Lage jener Maler befunden, die nackte Körper nachbilden, ohne daß sie das leiseste Begehren streifte, und die zutiefst überrascht sind, wenn ein Kritiker die lebendigen Fleischtöne ihres Werkes anstößig findet. Solange ich an ›Thérèse Raquin‹ schrieb, vergaß ich die Welt, verlor ich mich in die peinlich genaue Wiedergabe des Lebens, gab mich ganz der Analyse des menschlichen Mechanismus hin, und ich versichere Ihnen, daß die grausame Liebesbeziehung von Thérèse und Laurent für mich nichts Unmoralisches besaß, nichts, was zu verderblichen Leidenschaften führen könnte. Das Menschliche der Modelle verschwand, wie es in den Augen des Künstlers verschwindet, der eine nackt hingebreitete Frau vor sich hat und einzig und allein daran denkt, diese Frau in ihren wirklichen Formen und Farbschattierungen auf seine Leinwand zu bringen. So war meine Überraschung groß, als ich mein Werk eine Dreckpfütze nennen hörte, eine Blutlache, Kloake, einen Haufen Unrat und was weiß ich noch. Ich kenne

das hübsche Spiel der Kritik, habe ich es doch selbst gespielt; gestehen muß ich aber, daß die Einmütigkeit des Angriffs mich ein wenig aus der Fassung gebracht hat. Wie? Es fand sich kein einziger meiner Kollegen, der mein Buch erklärt, wenn schon nicht verteidigt hätte? In dem Chor der Stimmen, die schrieten: »Der Autor der ›Thérèse Raquin‹ ist ein elender Hysteriker, der sich darin gefällt, Pornographisches auszubreiten«, habe ich vergeblich auf eine Stimme gewartet, die geantwortet hätte: »Ach was, dieser Schriftsteller ist einfach ein Analytiker, der sich vielleicht in der menschlichen Verderbtheit vergessen haben mag, der sich da aber vergessen hat, wie sich ein Mediziner im Hörsaal vergißt.«

Es sei angemerkt, daß ich mitnichten die Sympathie der Presse fordere für ein Werk, das, wie sie sagt, ihren zarten Sinnen widerwärtig ist. So weit geht mein Ehrgeiz nicht. Ich wundere mich nur, daß meine Kollegen aus mir so etwas wie einen literarischen Kanalreiniger gemacht haben, sie, deren geübtes Auge nach zehn Seiten die Absichten eines Romanautors erkennen müßte, und ich begnüge mich damit, sie allerbescheidenst zu bitten, mich in Zukunft zu sehen als der, der ich bin, und über mich zu verhandeln für das, was ich bin.

Es war indes leicht, die ›Thérèse Raquin‹ zu verstehen, sich auf das Gebiet der Beobachtung und der Analyse zu begeben, mir meine wirklichen Fehler nachzuweisen, ohne eine Handvoll Dreck aufzuheben und sie mir im Namen der Moral ins Gesicht zu werfen. Dies hätte ein wenig Intelligenz und ein paar Grundideen wirklicher Kritik erfordert. Der Vorwurf der Unmoral beweist im Bereich der Wissenschaft überhaupt nichts. Ich weiß nicht, ob mein Roman unmoralisch ist, und gestehe, daß ich mich niemals darum gekümmert habe, ihn mehr oder weniger keusch zu machen. Was ich weiß ist, daß ich nie auch nur einen

Augenblick daran gedacht habe, die Unflätereien hinein-zubringen, welche die moralischen Zeitgenossen darin entdecken, will sagen, daß ich jede Szene darin, selbst die feierlichsten, allein mit der Wißbegier des Forschers geschrieben habe. Ich fordere meine Richter auf, darin eine wirklich schlüpfrige Seite zu finden, wie sie geschrieben werden für die Leser jener kleinen rosa Bücher, mit diesen Indiskretionen aus Boudoirs und Kulissen, die in zehntausend Exemplaren gedruckt werden und die jene Zeitungen aufs wärmste empfehlen, bei denen die Wahrheiten der ›Thérèse Raquin‹ Ekel ausgelöst haben.

Ein paar Beleidigungen, viel dummes Geschwätz, das ist alles, was ich bis zum heutigen Tag über mein Werk gelesen habe. Ich sage das hier in aller Ruhe, wie ich es einem Freund sagen würde, der mich im Vertrauen fragte, was ich von der Haltung der Kritik mir gegenüber hielte. Ein Schriftsteller von großem Talent, bei dem ich mich einmal beklagte über die geringe Sympathie, auf die ich stoße, antwortete mir mit diesem tiefsinnigen Wort: »Sie besitzen einen riesigen Fehler, der Ihnen alle Türen verschließen wird: Sie können nicht zwei Minuten mit einem Dummkopf plaudern, ohne ihm zu verstehen zu geben, daß er ein Dummkopf ist.« Das muß es wohl sein. Ich merke den Schaden, den ich mir bei der Kritik zufüge, wenn ich sie des Unverstands bezichtige, und komme doch nicht umhin, meine Geringschätzung zum Ausdruck zu bringen für ihren begrenzten Horizont und ihre blindlings und ohne jeden methodischen Geist gefällten Urteile. Ich spreche wohlgerne von der gängigen Kritik, die versehen mit allen literarischen Vorurteilen der Dummköpfe urteilt und nicht den allgemein menschlichen Standpunkt einnehmen kann, den ein menschliches Werk erfordert, um verstanden zu werden. Nie habe ich eine ähnliche Ungeschicklichkeit erlebt. Die paar Hiebe, die mir die Kleinkritik hat versetzen

wollen gelegentlich der ›Thérèse Raquin‹, sind wie immer ins Leere gegangen. Sie schlägt wesentlich daneben, wenn sie die Luftsprünge einer bepuderten Schauspielerin lobt und danach über Unmoral zetert angesichts einer physiologischen Studie, ohne etwas zu verstehen, ohne etwas verstehen zu wollen und immer um sich hauend, wenn ihre Dummheit in Panik gerät und dreinzuschlagen gebietet. Es ist erbitternd, für einen Fehler geschlagen zu werden, an dem man keine Schuld trägt. Bisweilen bedaure ich, keine Obszönitäten geschrieben zu haben, mir scheint, ich wäre glücklich und zufrieden über einen verdienten Rippenstoß inmitten dieses Hagels von Schlägen, die dumpf auf meinen Kopf niederprasseln wie Dachziegel, ohne daß ich wüßte warum.

In unserer Epoche gibt es kaum noch zwei oder drei Menschen, die ein Buch zu lesen, verstehen und beurteilen vermögen. Von denen belehrt zu werden, würde ich gutheißen, in der Überzeugung, daß sie sich nicht äußern werden, ohne meine Absichten durchdrungen und die Ergebnisse meiner Bemühungen gewürdigt zu haben. Sie würden sich hüten, große leere Worte von Moral und literarischer Schamhaftigkeit von sich zu geben; sie würden mir in diesen Zeiten der Freiheit der Kunst das Recht zubilligen, meine Stoffe dort zu suchen, wo es mir gut scheint, und von mir nur gewissenhaft verfertigte Werke fordern, im Wissen darum, daß allein die Dummheit der Würde der Literatur schadet. Gewiß würde sie die wissenschaftliche Analyse, die ich in der ›Thérèse Raquin‹ versucht habe anzuwenden, nicht überraschen; sie fänden darin die moderne Methode wieder, das universelle Mittel der Untersuchung, dessen sich das Jahrhundert so fieberhaft bedient, um die Zukunft zu durchdringen. Was ihre Schlußfolgerungen auch wären, sie ließen meinen Ausgangspunkt gelten: Die Studie des Temperaments und die tiefgreifenden Modifikationen des

Organismus unter dem Druck der Umwelt und der Umstände. Ich fände mich wirklichen Richtern gegenüber, Männern, die aufrichtig nach der Wahrheit suchen ohne Kinderei noch falsche Scham, die nicht glauben, sie müßten sich ekeln angesichts von Teilen der nackten und lebendigen Anatomie. Ehrliche Forschung reinigt alles wie das Feuer. Gewiß wäre mein Werk vor diesem Tribunal, wie ich es mir jetzt gerade erträume, recht bescheiden; ich würde die ganze Strenge der Kritiker darauf herabrufen, ich wollte, es ginge daraus schwarz von Korrekturen hervor. Zumindest hätte ich dann das Vergnügen gehabt, mich kritisiert zu sehen für das, was ich versucht habe zu tun, und nicht für das, was ich nicht getan habe.

Mir scheint, als höre ich schon heute den Urteilspruch der Großkritik, der methodischen und naturalistischen Kritik, die die Wissenschaften, die Geschichte und Literatur erneuert hat: »Thérèse Raquin« ist die Studie eines zu außergewöhnlichen Falls; das Drama des modernen Lebens ist viel geschmeidiger, weniger eingeschlossen in Schrecken und Wahnsinn. Solche Fälle sollten im Hintergrund eines Werkes auftreten. Der Wunsch, nichts von seinen Beobachtungen zu verlieren, hat den Autor dazu getrieben, jede Einzelheit in den Vordergrund zu stellen, was dem Ganzen noch mehr Spannung und Schärfe verliehen hat. Andererseits besitzt der Stil nicht die Einfachheit, die ein analytischer Roman verlangt. Alles in allem müßte der Schriftsteller, um jetzt einen guten Roman zu schreiben, die Gesellschaft unter einem weiteren Blickwinkel fassen, müßte sie unter ihren zahlreichen und verschiedenartigen Aspekten schildern und vor allem eine klare und natürliche Sprache verwenden.«

Ich wollte mit zwanzig Zeilen auf die Angriffe antworten, die durch ihre unbedarfte Böswilligkeit ärgerlich sind, und stelle fest, daß ich ein Selbstgespräch begonnen habe,

wie mir das immer geschieht, wenn ich zu lange eine Schreibfeder in der Hand halte. Ich höre auf, denn ich weiß, daß die Leser so etwas nicht mögen. Wenn ich den Willen und die Muße gehabt hätte, ein Manifest zu verfassen, dann hätte ich vielleicht versucht, das zu verteidigen, was ein Journalist in seiner Besprechung von ›Thérèse Raquin‹ »Jauche-Literatur« genannt hat. Aber wozu? Die Gruppe naturalistischer Schriftsteller, der anzugehören ich die Ehre habe, besitzt genügend Mut und Tatkraft, um kraftvolle Werke zu schaffen, die ihre Verteidigung in sich selbst tragen. Es bedarf der ganzen bewußten Blindheit einer gewissen Kritik, um einen Romanschreiber dazu zu zwingen, ein Vorwort zu verfassen. Da ich aus Liebe zur Klarheit den Fehler begangen habe, eines zu schreiben, bitte ich um die Nachsicht aller intelligenten Leser, die, um klar zu sehen, nicht nötig haben, daß man ihnen am helllichten Tag eine Laterne anzündet.

15. April 1869

Émile Zola

I

Am Ende der Rue Guénégaud stößt man von den Quais kommend auf die Passage des Pont-Neuf, eine Art engen und finsternen Gang, der von der Rue Mazarine zur Rue de la Seine führt. Dieser Durchgang ist dreißig Fuß lang und höchstens zwei Fuß breit; er ist gepflastert mit gelblichen, abgetretenen, gelockerten Steinplatten, die immerfort eine strengriechende Feuchtigkeit ausschwitzen; seine rechtwinklig geschnittene Glasüberdachung ist schwarz von Dreck.

Wenn an schönen Sommertagen die Sonne drückend- heiß auf die Straßen niederbrennt, fällt eine bläßliche Hel- ligkeit durch die schmutzigen Scheiben und kriecht kläg- lich die Passage entlang. An häßlichen Wintertagen, an nebligen Vormittagen werfen die Scheiben nur Dunkelheit auf die schmierigen Steinplatten, schmutzige, scheußliche Dunkelheit.

Zur Linken entweicht höhlenartigen Läden, dunkel, niedrig, gedrängt, ein kalter Hauch von Kellergruft. Es finden sich Büchertrödler dort, Spielzeughändler und Kar- tonmacher, deren Auslagen grau vor Staub im Dunkel ver- schwommen dahindämmern. Die Schaufenster, die aus kleinen Scheiben zusammengesetzt sind, sprenkeln die Wa- ren sonderbar mit grünen Reflexen; jenseits hinter den Auslagen, die Läden voller Finsternis, sind ebenso grausige Löcher, in denen seltsame Umrisse sich hin und her bewe- gen.

Zur Rechten erstreckt sich in ganzer Länge der Passage eine Mauer, gegen die die Krämer von gegenüber schmale

Schränke gepackt haben; namenlose Gegenstände, seit zwanzig Jahren dort in Vergessenheit geratene Waren, liegen auf dünnen Brettchen aus, die gestrichen sind in einer schrecklichen braunen Farbe. Eine Händlerin mit unechtem Schmuck hat sich in einem der Verschlüge niedergelassen; sie verkauft hier Ringe zu fünfzehn Sous, die sorgfältig auf einem blauen Samtbett ausgebreitet in einem Mahagonikästchen ruhen.

Über dem Fensterwerk steigt die Mauer auf, schwarz, grob verputzt, wie mit Aussatz überzogen und pockig vernarbt.

Die Passage des Pont-Neuf ist kein Ort zum Schlendern. Man nutzt sie, um einen Umweg zu vermeiden, um ein paar Minuten zu gewinnen. Sie wird durchquert von geschäftigen Leuten, deren einzige Sorge es ist, schnell und geradeaus zu gehen. Man sieht dort Lehrlinge in Handwerkerschürzen, Arbeiterinnen, die ihre Näharbeit austragen, Männer und Frauen mit Paketen unter dem Arm, alte Männer sieht man, die sich durch das trübe Dämmerlicht schleppen, das durch die Scheiben fällt, und Scharen kleiner Kinder, die hier nach der Schule herkommen, um im Rennen mit ihren klappernden Holzschuhen auf den Steinplatten Lärm zu machen. Den ganzen Tag hindurch hört man mit aufreizender Unregelmäßigkeit das harte, kurze Geräusch hallender Schritte auf den Steinen; niemand redet, niemand bleibt stehen; jeder eilt seinen Geschäften nach, den Kopf gesenkt, schnellen Schritts, ohne auch nur einen Blick auf die Läden zu werfen. Die Krämer betrachten beunruhigt die Passanten, die wie durch ein Wunder vor ihren Auslagen stehenbleiben.

Abends erleuchten drei Gasbrenner in schweren viereckigen Laternen die Passage. Diese Gasbrenner hängen am Glasdach, auf das sie rötlichgelbe Lichtflecken zurückwerfen, und lassen um sich herum blasse, schwanke Lichtkreise

fallen, die für Augenblicke zu verschwinden scheinen. Die Passage bekommt dann den Anblick einer wirklichen Mördergrube; lange Schatten legen sich über die Steinplatten, von der Straße dringen feuchte Dünste herein; man könnte meinen, sie sei ein unterirdischer Korridor, erhellt von drei Grablampen. Die Händler begnügen sich mit den dürrtigen Strahlen der Gasbrenner, die auf ihre Schaufenster fallen, als einziger Beleuchtung. Sie zünden in ihrem Laden nur eine Schirmlampe an, die sie auf eine Ecke des Ladentischs stellen, und die Passanten können dann unterscheiden, was im Hintergrund dieser Löcher vorgeht, in denen tagsüber die Nacht wohnt. In der schwärzlichen Flucht der Schaufenster leuchten die Scheiben eines Kartonmachers auf: Zwei Lampen mit Schieferöl dringen mit zwei gelben Flammen durch das Dunkel. Und auf der anderen Seite wirft eine Kerze in einem Windglas kleine Lichtsterne in das Kistchen mit dem unechten Schmuck. Die Händlerin döst in ihrem Verschlag, die Hände unter dem Umschlagtuch.

Vor einigen Jahren befand sich dieser Händlerin gegenüber ein Laden, dessen flaschengrüne Holzverkleidung aus allen Fugen Feuchtigkeit ausschwitzte. Das Ladenschild, ein langes, schmales Brett, trug in schwarzen Lettern die Aufschrift: »Kurzwaren«, und auf einer der Scheiben in der Tür stand in roten Buchstaben der Name einer Frau geschrieben: »Thérèse Raquin«. Links und rechts ragten tiefe, mit blauem Papier ausgeschlagene Schaufenster zurück.

Tagsüber konnte der Blick in einem sanften Halbdunkel nur die Auslage wahrnehmen.

Auf der einen Seite lagen ein paar Weißwaren: getollte Tüllhauben zu zwei und drei Francs das Stück, Ärmel und Kragen aus Nesseltuch; dann Strickwaren, Strümpfe, Socken und Hosenträger. Jeder Gegenstand, vergilbt und zerknittert, hing kläglich an einem Drahtaken. Das Schaufenster war so von oben bis unten mit weißlichem Gelumpe

angefüllt, das in der schummrigen Dunkelheit einen schaurigen Anblick bot. Die neuen Hauben mit ihrem blendenden Weiß bildeten grelle Flecken auf dem blauen Papier, mit dem die Bretter bezogen waren. Und an einer Stange aufgehängt erschienen die farbigen Socken im fahlen unbestimmten Verblassen des Nesseltuchs als trübe Flecken.

Auf der anderen Seite türmten sich in einem schmaleren Schaufenster dicke Knäuel grüner Wolle, schwarze Knöpfe auf weiße Pappe aufgenäht; Schachteln von jeder Farbe in allen Größen, Haarnetze mit Stahlkügelchen waren über bläuliche Papierrollen gespannt, Bündel von Stricknadeln, Stickmuster, Rollen mit Bändern, eine Anhäufung verblichener und verwelkter Gegenstände, die an diesem Ort sicher schon seit fünf oder sechs Jahren ruhten. Alle Farben hatten sich in schmutziges Grau verwandelt in dieser Kammer, die vor Staub und Feuchtigkeit moderte.

Gegen Mittag, im Sommer, wenn die Sonne mit fahlem Licht auf Straßen und Plätze niederbrannte, konnte man hinter den Hauben des anderen Schaufensters das bleiche, ernste Profil einer jungen Frau erkennen. Dies Profil hob sich unbestimmt aus dem Dunkel hervor, das in dem Laden herrschte. An die niedrige, harte Stirn heftete sich eine lange, schmale und spitze Nase, die Lippen waren zwei dünne, blaßrosa Striche, und das kurze, kräftige Kinn ging in einer weichen, fleischigen Linie in den Hals über. Den Körper, der sich im Dunkel verlor, sah man nicht; allein das Profil tauchte auf, von einem matten Weiß, das durchbrochen war von einem weit geöffneten Auge und wie erdrückt schien unter dichtem, dunklem Haar. So blieb es stundenlang unbeweglich und still, zwischen zwei Hauben, auf denen die feuchte Stange Roststreifen hinterlassen hatte.

Abends, wenn die Lampe angezündet war, sah man das Innere des Ladens. Er war breiter als tief; an einem Ende befand sich ein kleiner Ladentisch, am anderen Ende führte

eine Wendeltreppe zu den Räumen im ersten Stock. An die Wände waren Glaskästen, Schränke und Reihen grüner Pappschachteln gestellt; vier Stühle und ein Tisch vervollständigten das Mobiliar. Der Raum wirkte kahl und eisig; die Waren lagen nicht in ihrem fröhlichen Farbspektakel da und dort herum, sie waren verpackt und in die Ecken gezwängt.

Gewöhnlich saßen zwei Frauen hinter dem Ladentisch, die junge Frau mit dem ernstesten Profil und eine alte Dame, die im Schlummer lächelte. Sie war etwa sechzig Jahre alt; ihr feistes, sanftes Gesicht erschien weiß vom Schein der Lampe. Ein dicker, getigelter Kater saß auf einer Ecke des Ladentischs und sah ihrem Schlaf zu.

Weiter hinten auf einem Stuhl, ein Mann um die Dreißig; er las oder sprach halblaut mit der jungen Frau. Er war klein, schwächling und machte einen entkräfteten Eindruck, die Haare von einem matten Blond, mit einem spärlichen Bart, das Gesicht voller Sommersprossen, ähnelte er einem kranken verzogenen Kind.

Kurz vor zehn Uhr wachte die alte Dame gewöhnlich auf. Man schloß den Laden und die ganze Familie ging nach oben und legte sich schlafen. Der getigelte Kater folgte seiner Herrschaft schnurrend und rieb sich an jeder Stange des Treppengeländers den Kopf.

Die Wohnung oben bestand aus drei Räumen. Die Treppe führte in ein Eßzimmer, das zugleich als Wohnzimmer diente. Links in einer Nische war ein Kachelofen; gegenüber stand ein Büfett, und Stühle waren entlang der Wand aufgereiht, ein runder, unbedeckter Tisch nahm die Mitte des Zimmers ein. Im Hintergrund befand sich hinter einer verglasten Scheidewand eine dunkle Küche. Zu beiden Seiten des Eßzimmers lag ein Schlafzimmer.

Nachdem die alte Dame ihren Sohn und ihre Schwiegertochter geküßt hatte, zog sie sich in ihre Stube zurück. Der

Kater schlief auf einem Küchenstuhl ein. Die Eheleute betraten ihre Schlafstube. Diese Stube besaß eine zweite Thür, zu einer Treppe, die in die Passage führte durch einen finsternen und engen Treppenflur.

Der Mann, der stets fiebrig fröstelte, legte sich nieder; währenddessen öffnete die Frau die Fenster, um die Läden zu schließen. Sie blieb da ein paar Minuten stehen vor der hohen, dunklen, grob verputzten Mauer, die hoch aufragt und sich über den Durchgang erstreckt. Sie ließ über diese Mauer einen ausdruckslosen Blick gleiten und ging stumm sich ebenfalls niederlegen, in einer verächtlichen Gleichgültigkeit.

II

Madame Raquin war eine ehemalige Kurzwarenkrämerin aus Vernon.* Nahezu fünfundzwanzig Jahre lang hatte sie in einem kleinen Laden in dieser Stadt gelebt. Einige Jahre nach dem Tod ihres Mannes wurde sie dessen überdrüssig, und sie verkaufte darauf ihr Geschäft. Ihre Ersparnisse zusammen mit dem Erlös aus diesem Verkauf erbrachten ihr ein Kapital von vierzigtausend Francs, das sie anlegte und daraus eine Rente von zweitausend Francs bezog. Dieser Betrag genügte ihr wohl vollauf. Sie führte ein Einsiedlerleben und wußte nichts von den Freuden und bedrückenden Leiden dieser Welt; sie hatte sich eine Existenz voller Frieden und ruhigem Glück geschaffen.

Sie mietete für vierhundert Francs ein kleines Haus, dessen Garten bis zur Seine hinabreichte. Es war ein einge-

* Vernon: Stadt im Departement Eure in der Normandie.

friedeter und verschwiegener Wohnsitz mit einem leisen Geruch nach Kloster; ein schmaler Fußweg führte zu diesem Zufluchtsort, der inmitten weiter Wiesen lag. Die Fenster des Hauses gingen auf den Fluß und die öden Hügel des anderen Ufers. Die gute Dame, die die Fünfzig schon überschritten hatte, schloß sich tief ein in dieser Einsamkeit und genoß zwischen ihrem Sohn Camille und ihrer Nichte Thérèse ungetrübte Freuden.

Camille war damals zwanzig Jahre alt. Seine Mutter verwöhnte ihn noch wie einen kleinen Jungen. Sie vergötterte ihn, weil sie ihn während einer langen, von Leiden erfüllten Kindheit dem Tod streitig gemacht hatte. Das Kind hatte Schlag auf Schlag alle Fieber, alle vorstellbaren Krankheiten bekommen. Madame Raquin ertrug fünfzehn Jahre lang einen Kampf gegen diese schrecklichen Übel, die in einer Reihe nacheinander daherkamen, ihr den Sohn zu entreißen. Sie besiegte sie alle durch ihre Geduld, ihre Fürsorge, durch ihre abgöttische Liebe.

Camille wuchs heran, vom Tode errettet, blieb aber immer schwach und zittrig von all den wiederholten Erschütterungen, die seinem Leib Schmerz zugefügt hatten. Gehemmt in seinem Wachstum, war er klein und schwächlich. Seine dünnen Gliedmaßen vollführten nur langsame und müde Bewegungen. Seine Mutter liebte ihn nur noch mehr für diese Schwäche, die ihn beugte. Sie betrachtete sein armes, kleines und blasses Gesicht mit triumphierender Zärtlichkeit und sann darüber nach, daß sie ihm mehr als zehnmal das Leben geschenkt hatte.

Während der seltenen Ruhezeiten, die ihm sein Leiden ließ, besuchte er den Unterricht einer Handelsschule in Vernon. Er lernte dort Rechtschreibung und Rechnen. Sein Wissen beschränkte sich auf die vier Grundrechenarten und eine sehr oberflächliche Grammatikkenntnis. Später nahm er Unterricht in Schönschreiben und Buch-

haltung. Madame Raquin überkam das Zittern, als man ihr riet, ihren Sohn aufs Gymnasium zu schicken; sie wußte, fern von ihr würde er sterben. Sie sagte, die Bücher würden ihn umbringen. Camille blieb unwissend, und diese Unwissenheit fügte seinem Innern so etwas wie eine zusätzliche Schwäche hinzu.

Mit achtzehn Jahren, Müßiggänger und tödlich gelangweilt von der Sanftmut, mit der ihn seine Mutter umgab, trat er bei einem Leinenhändler als Handelsgehilfe ein, wo er sechzig Francs im Monat verdiente. Er war von unruhigem Geist, was ihm den Müßiggang unerträglich machte. Er fühlte sich ruhiger und gesünder bei dieser stumpfsinnigen Tätigkeit, dieser Angestelltenarbeit, die ihn jeden Tag über Rechnungen beugte, über unermeßliche Additionen, deren einzelne Zahlen er mit Geduld entzifferte. Des Abends genoß er zerschlagen und mit leerem Kopf unendliche Lust in der Benommenheit, die ihn überkam. Er mußte sich mit seiner Mutter zanken, um bei dem Leinenhändler einzutreten, sie wollte ihn immer bei sich behalten, in zwei Decken gehüllt, fern von allen Unglücksfällen des Lebens. Der junge Mann hatte herrisch gesprochen; er verlangte nach Arbeit, wie andere Kinder nach Spielzeug verlangen, nicht aus Pflichtgefühl, sondern aus Instinkt, aus einem Naturbedürfnis. Die Zärtlichkeit und Aufopferung seiner Mutter hatten bei ihm zu einem unbändigen Egoismus geführt; er meinte, die zu lieben, die ihn bedauerten und ihn hätschelten, aber in Wirklichkeit lebte er für sich allein, tief in sich selbst, er liebte nur sein Wohlbefinden und suchte mit allen Mitteln, seinen Genuß zu steigern. Als die gerührte Zuneigung Madame Raquins ihn anzuwidern begann, stürzte er sich mit Wonne in eine dumme Beschäftigung, die ihn vor den Kräutertees und Arzneitränken rettete. Abends dann, wenn er vom Büro zurück war, lief er mit seiner Cousine Thérèse am Seineufer entlang.